

Hans Kammerer Vorlesung

Professor
Peter Fierz

M. Arch. Harvard BSA SIA

Architektur
ist sichtbar

hans und maiti kammerer stiftung

Stifter Prof. Hans Kammerer (1922–2000)

Vorstand Nikolaus Turner

Beirat Prof. Dr. E.h. Max Bäcker

Prof. Arno Lederer

Amber Sayah

Stiftungssitz Richard-Wagner-Straße 3
70184 Stuttgart

Hans Kammerer Vorlesung 2003

Professor
Peter Fierz

M. Arch. Harvard BSA SIA

Architektur
ist sichtbar

Es ist mir eine große Ehre, von der Hans und Maiti Kammerer Stiftung und der Fakultät für Architektur und Stadtplanung der Universität Stuttgart als Referent auserkoren worden zu sein.

Von den Verantwortlichen wurde mir frühzeitig mitgeteilt, dass ich in der Wahl des Themas selbstverständlich frei sei; man würde es allerdings schätzen, wenn ich den Wohnungsbau zumindest streifen könnte. Zur Aufmunterung erhielt ich die beiden letzten Einladungen mit prominenten Rednern, auf der Rückseite einen Auszug der Statuten der Stiftung. Beruhigend für mich war dort zu lesen, wie weit der Stiftungszweck gefasst ist. Er umfasst sowohl die „Förderung von Wissenschaft und Forschung, Kunst und Kultur auf dem Gebiet der Architektur und Denkmalpflege“ als auch die „Ausbildungsförderung des herausragenden studentischen und beruflichen Nachwuchses.“

So musste ich nur noch einen Titel des Referates suchen, der ebenso umfassend ist. Und ich habe

einen gefunden, der auch Hans Kammerer sehr gefallen hätte: „Architektur ist sichtbar“. Natürlich, mögen Sie denken, selbstverständlich ist Architektur sichtbar. Ich bitte Sie aber zu vergegenwärtigen, wie viel es braucht, den Studierenden zu erklären, dass wir in den Entwürfen nicht nur Analysen machen und endlos reden, sondern auch Synthesen bilden und Hypothesen entwickeln müssen, dass sie einen Vorschlag erarbeiten sollen, wie ein räumliches Gebilde beschaffen sein könnte, über das man schließlich diskutieren kann.

1. Wissen und Können

Trotz digitalen Techniken im Zeichnen und Verarbeiten von Daten ist Architektur nach wie vor ein Metier, dem man verfallen ist und das man beherrscht, oder aber man ist in einem anderen Beruf tätig, was sicher auch schön sein kann. Entwerfen und Konstruieren sind in der Ausübung unseres Berufes untrennbar verknüpft. Als Grundlagen umfassen sie Wissen (Fundus) und Können (Fertigkeiten). Daten, Anforderungen und Randbedingungen aus verschiedenen Gebieten von Technik, Kunst und Wissenschaft fließen in den Entwurfs- und Konstruktionsvorgang ein. Was den Studierenden in den Vorlesungen aufgezeigt und erläutert sowie in Übungen und Entwurf trainiert wird, sind unverzichtbare Kompetenzen, wesenhaft für den Architektenberuf.

Gegenstand unserer Lehre also ist das Zusammenwirken von Raum, Tragwerk, Raumklima und Raumbegrenzung in Umsetzung eines Raumprogramms, in der Regel für eine gegebene Situation. Wir versuchen aufzuzeigen und mit den Studierenden zu üben, hierfür eine sichtbare Gestalt zu schaffen, welche durch Struktur und Beziehungen ihrer Teile einen Inhalt adäquat zu vermitteln sucht. Dieses Ziel kann nur auf dem Weg des reiterativen und gelegentlich aufwühlenden Prozesses, genannt Entwerfen, erreicht werden.

Die prägnante Gestalt eines Bauwerks kann auf einem vorwiegend konstruktiven, gebrauchsorientierten, künstlerischen oder anderen Ansatz fußen. Die konstituierenden Elemente eines Gebäudes jedoch sind Bauteile, die erdacht, gezeichnet, gefertigt und zu einem Ganzen gefügt sind. Den inneren Zusammenhang des Objektes bildet die Bauidee, welche im Teil und im Ganzen des Bauwerkes spürbar und sichtbar verwirklicht ist.

2. Sicht aufs Unsichtbare

Wie kein anderer, muss der Raum des Wohnens das Intime gewähren und schützen. Die bauliche Hülle trennt das Private vom Öffentlichen. Die Wohnenden sollen selbst regeln können, was unsichtbar bleiben und was sichtbar werden soll. Das nebenstehende Kunstwerk illustriert die Gleichzeitigkeit des Sichtbaren und des Unsichtbaren und den Vorrat an Bedeutungen auf einfühlsame Weise.

Niklaus Stöcklin (1896 - 1982) in Basel geboren und aufgewachsen, hat in München studiert, ist aber zeitlebens in Basel geblieben, und hat lediglich jedes Jahr einige Wochen im Tessin verbracht. Er zählt zu den bedeutenden Vertretern der Neuen Sachlichkeit in der Schweiz. Da er von der Malerei alleine nicht leben konnte, hat er mit Erfolg als Werbegrafiker und Illustrator gearbeitet.

Das Museum seiner Heimatstadt Basel war sicherlich Stöcklins wichtigste kunsthistorische Quelle. Seine Vorliebe für die begrenzten Kastenträume in den Bildern von Konrad Witz und der Einfluss der nordischen Spätgotik generell, durchdringen seine Kompositionen.

Seit dem Mittelalter hat sich die Kunst immer wieder der Wand mit Öffnung bedient, um einen intimen Raum darzustellen, der gleichzeitig dem Betrachter zugänglich sein soll.

Unabhängig von ihrer konstruktiven Beschaffenheit ist die Wand zunächst trennende Haut, welche durch Öffnungen partiell durchlässig wird. Diese Hülle schützt nicht nur vor Einflüssen aus Klima und Witterung sondern verspricht Sicherheit und vermittelt Geborgenheit.

**Niklaus
Stoecklin
Vorstellung,
1921**



Ähnlich den Mariendarstellungen der Spätgotik ist der Aufbau dieses Bildes. Die virtuell aufgebrochene, verputzte Backsteinwand ermöglicht uns einen Durchblick bis zur gegenüberliegenden Fensteröffnung. Die schlafende junge Frau im Himmelbett wird von einem einbeinigen Mann besucht und beobachtet. Er bestaunt sie durch ein Mauerloch, entsprechend seiner Bildwirklichkeit. Wir sehen das Geschehen aus Distanz; für uns sind innen und außen gleichzeitig.

Das vorliegende Bild mit der Jungfrau im makellosen weißen Laken ist symbolhaft geladen durch die marianischen Farben Rot und Blau von Vorhang und Himmelbett. Früchte und Blume kontrastieren mit verschiedenen Utensilien wie Gebetsbuch und Kerze. Ein sonderbares Hölzchen baumelt, mit der Kordel ein Kreuz bildend, just über ihrem Schoß. Ein hoffärtiges Gürtelgetier am Bettfuß und eine Schlange neben dem unbeholfenen Besucher weisen vielleicht auf Versuchungen hin. Hinter dem Bild stehen Persönlichkeit und Erfahrungen des Künstlers sowie letztlich das Repertoire der

Geschichte und Theorie der Kunst. Aber: der Inhalt des Bildes ist komponiert, das Kunstwerk ist ein Gegenstand, die Wirklichkeit des Bildes ist sichtbar.

3. Tätigkeit oder Zustand?

Auch Nomaden haben gewohnt. Sie haben sich von Feld- und Waldfrüchten und von Gejagtem ernährt, beizeiten ihre Zelte abgebrochen oder ihre Baumhütten verlassen und sind weiter gezogen. Zweifellos waren diese Konstruktionen gebrauchsfähig, behaglich und vermutlich durch ihre inneren Gesetzmäßigkeiten auch formschön. Bauen und Architektur im engeren Sinne, wie wir sie hier erlernen, ist jedoch die Kunst und Technik der sesshaften Menschen.

Wohnen in früher Zeit und in vergangenen Kulturen, zumal in ländlichen Gegenden, war kein isolierter Lebensbereich. Der Mensch lebte in naher Beziehung und gelegentlich auf engstem Raum mit den Tieren zusammen. Das Vieh spendete nicht nur Nahrung in Form von Milch und Fleisch, sondern gab den Menschen auch Wärme.

Um die Feuerstelle im Haus gruppierten sich die Zimmer und Kammern, in denen die Bewohner aßen und schliefen sowie die Arbeiten verrichteten, welche nicht in Feld und Wald zu erledigen waren. Konstruktion und Form der Häuser waren bestimmt durch die vorherrschende Kultur, das Klima sowie verfügbare Materialien und Techniken des Verarbeitens.

In der mittelalterlichen Stadt wurde in der Regel noch im selben Haus gewohnt und gearbeitet. Erst die Industrialisierung brachte die Trennung von Wohnen und Arbeiten. Es entstand das bürgerliche Wohnhaus, das Arbeiterhaus und in der zweiten Hälfte des 19. Jh. schließlich die Mietswohnung.

**Kochstelle
als Mittelpunkt
der Wohnge-
meinschaft**



Heute wohnen Studierende vielleicht in einer WG, aber am Wochenende sind sie beim Freund, bei der Freundin, bei den Eltern. Auch in der vorlesungsfreien Zeit sind sie möglicherweise mehrere Wochen weg. Sie halten sich bei regnerischem Wetter in der Wohnung auf; wenn es Temperatur und Sonne erlauben, sind sie jedoch auf der oberen Terrasse zu treffen. Wohnen ist also eher ein Zustand als eine Tätigkeit.

Diese Befindlichkeit für sich herbeizuführen und aufrecht zuhalten erfordert praktische und materielle Bedingungen. Menschen brauchen einen von äußeren Einflüssen geschützten Raum, eine Privatsphäre, Austausch mit anderen, Gelegenheit zum Kochen, Essen, zur Körperpflege. Vom Wohnbereich aus müssen für sie die Orte des Lernens, des Arbeitens und der Erholung auf vernünftige Weise erreichbar sein.

Beim Erstellen von Plänen fragen wir uns gelegentlich, wie denn diese Wohnerei sich aufschlüsseln lässt. Besonders die Bezeichnung der Räume widerspiegelt deutlich die eingangs erwähnte Problematik der Gliederung des letztlich nicht Teilbaren. Einige Beispiele:

Soll ich schreiben „Wohnzimmer“ oder „Wohnen“? Das erstere nimmt Bezug auf den Raum. Nicht schlecht, aber wohne ich im Schlafzimmer nicht auch? Das letztere fixiert sich nicht auf den

Raum. Nicht schlecht, aber Wohnen als Tätigkeit, haben wir festgestellt, sagt alles und nichts. Esszimmer gibt es fast nicht mehr; heute heißt es Essplatz und entspricht den der Küche vorgeschalteten ca. 6m². Gar nicht so schlecht, aber darf ich im Esszimmer auch einen Bericht schreiben und im Essplatz die Nähmaschine aufstellen? Das Elternschlafzimmer: kann es auch einen Arbeitsplatz mit PC aufweisen? Das Kinderzimmer: soll es eher eine Schlafkammer sein, mit der Erlaubnis sich auch in der übrigen Wohnung auszubreiten. Oder soll es groß sein, als definiertes Territorium, wo alles stattfinden muss? Wie sieht es denn auf der Zeitachse aus? Kann z.B. das Elternzimmer später mit dem Kinderzimmer getauscht werden? Ermöglichen im Wohnungsbau ähnlich große Räume verschiedene Anpassungen besser, als betont differenzierte?

„Ych gang hei go wohne“, pflegt in Basel manch einer gelegentlich zu sagen, wenn er sich in der Wirtschaft von seiner Runde Freunde verabschiedet. Ein subtiler Sprachwitz, der immer wieder zum Schmunzeln Anlass gibt. In die Schriftsprache übersetzen lässt sich der Dialektsatz nur mit Abstrichen: „Ich gehe nach hause, um zu wohnen“ evoziert vermutlich statt mitfühlendem Kopfnicken eher verständnisloses Kopfschütteln.

Das „go“ in „Ych gang hei go wohne“, ist, ähnlich dem englischen „to“ in Verbindung mit einem Verb, ein Hinweis also auf eine Tätigkeit. Der Sprachwitz besteht nun darin, dass so getan wird, wie wenn „wohnen“ nicht ein umfassender und dauernder Zustand sei, wie etwa schnaufen, vegetieren oder leben, sondern eine spezialisierte Tätigkeit wie lesen, musizieren oder schlafen. Wohnen, und damit sind wir mitten im Thema, lässt sich nicht auf einen Ort, eine Zeitspanne oder eine Tätigkeit beschränken.

4. Hieronymus im Gehäus

Hieronymus lebte im 4. Jh. n. Chr. Er zog sich zurück in die Wüste, wurde Priester und bedeutender Schriftgelehrter, leitete ein Kloster und wurde Sekretär des Papstes in Rom. In der Malerei wurde er während Jahrhunderten in verschiedenen Umgebungen abgebildet. Eine davon immer wieder die Wohnung, die Schreibstube. Das hervorragende Requisit bei allen Darstellungen des Studierzimmers jedoch ist das Bücherregal.

Ausser dem Bücherregal beleben Tisch, Geräte, der Kardinalshut und verschiedene Tiere das Bild. Die Legende besagt, dass Hieronymus einem bei ihm Hilfe suchenden Löwen einen Dorn aus der Pranke gezogen habe.

**Antonello
da Messina
Hl. Hieronymus
im Gehäus,
ca. 1475**



In diesem Bild posiert der Heilige mit Buch in Händen in einem bühnenartigen Architekturmöbel auf kühlem Fliesenboden, gerahmt von steinernen Gewänden. Wie ein moderner Einbau, ist die Arbeitszelle klar abgehoben von der klösterlichen Primärarchitektur. Auf den Regalen sind die Bücher aufgestellt und geöffnet, einer Ausstellung gleich. Die ferne Landschaft von Messina dringt durch Fenster in den gewölbten Innenraum. Der hinkende Löwe nähert sich von rechts hinten.

5. Spitzweg und Meyer

Zwei Bilder, ein Gemälde und ein Foto, aus verschiedenen Zeiten aus unterschiedlichen Gründen geschaffen, befassen sich mit dem Wohnumfeld auf seiner sichtbaren Ebene.



Carl Spitzweg
Der arme Poet,
1839

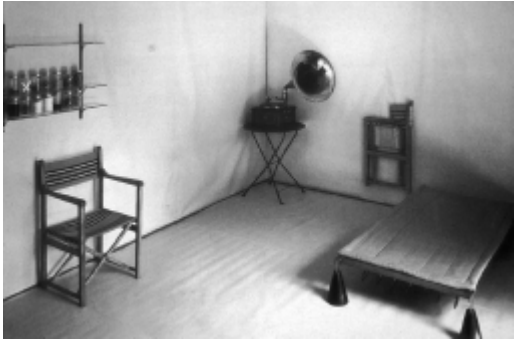
Zum Bild links: Carl Spitzweg wurde am 1808 in München geboren. Nach dem väterlichen Willen durchlief er seine Lehrzeit in der königlich-bayerischen Hof- und Leibapotheke. Sein Examen in Botanik, Pharmazie und Chemie, bestand er im Frühjahr 1832. Die bevorzugten Objekte fand der Autodidakt unter originellen und skurrilen Kunden in der Apotheke. Neben dem Genre umfasst sein Oeuvre auch zahlreiche Werke der Landschaftsmalerei. Carl Spitzweg starb 1885 in München.

Zum Bild rechts: Hannes Meyer wurde 1889 in Basel geboren. Er wurde dort, in Berlin und in England ausgebildet. Ab 1919 war er in Basel, Gent und Mentone tätig. Von 1928 bis 1930 war er Bauhaus-Direktor. Von 1930 bis 1936 wirkte er in Moskau als Architekt und Professor, später arbeitete er in Mexico. Er war Weltbürger, kehrte aber Ende 1949 in die Schweiz zurück, wo er 1954 verstarb.

Als Theoretiker und Baumeister forderte Meyer eine Architektur nach sozialen und wissenschaftlichen Grundsätzen; Marksteine dafür sind die

radikal konstruktiven Projekte zur Petersschule in Basel (1926) und zum Völkerbundgebäude Genf (1926/27), beide in Zusammenarbeit mit Hans Wittwer, und bekanntlich nicht realisiert. Seine erste große eigenständige Leistung war 1919 bis 1923, die Erstellung der genossenschaftlichen

Hannes Meyer
Intérieur co-op,
1926



Siedlung Freidorf bei Basel. Beispielhaft sind seine Bundesschule des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes in Bernau bei Berlin (1928/29) und die Laubenganghäuser der Siedlung Dessau-Törten.

In beiden vorliegenden Bildern sehen wir bloß einen Ausschnitt des Raumes. Beim Gemälde von Spitzweg sind ein Teil einer Dachkonstruktion mit einer Brandmauer links und einem Durchgang am rechten Bildrand sichtbar. Das Fenster zeigt eine winterliche Landschaft. Das Foto von Meyer ist eine mit Papier ausgelegte Projektstudie, welche den nicht „bearbeiteten“ Teil gezielt ausgrenzt; ein Fenster fehlt.

Die Matratze im linken Bild ist nicht weniger karg als die Liege mit Draht-Bespannung und dünner, mit Rosshaar gefülltem Leinen im rechten Bild. Hier kann der zweite Stuhl jederzeit gefaltet und aufgehängt werden. Der Sitzplatz auf dem linken Bild ist neben dem Kachelofen angeordnet, angenehm behaglich, vorausgesetzt der Ofen ist beheizt im Winter. Bei Meyer steht ein kleiner, klapp-

barer Tisch nicht zur Verfügung, da er den Gram-
mophon hochhält. Statt Musik, welche zu Spitz-
wegs Zeiten in konservierter Form noch nicht vor-
handen war, konsumiert der Poet Text; er liest,
vermutlich den seinen.

Beide Bilder betreffen zutiefst das Wohnen und
damit assoziierte Gefühle des Geborgenseins und
des Stils. Die Räume sind unterschiedlich ausge-
stattet. Auf dem einen ist ein Mensch zu sehen,
auf dem andern nicht. Haben die beiden Bilder
dennoch etwas gemeinsam? Sind sie unvereinbare
Gegensätze? Oder sind sie bloß extreme Formu-
lierungen, möglicherweise der gleichen Wünsche
und Sehnsüchte?

Beide Bilder sind Konstrukte, die nur in ihrer
gezielten Künstlichkeit wirklich sind. Als künstle-
rische Konzepte und Kompositionen weisen sie
über sich hinaus.

Ist das Bild von Spitzweg eine Idylle? Nicht, wenn
wir wissen, wie der Inhalt doppelbödig angelegt
und ironisch gemeint ist. Ist Meyers Intérieur ein
Bild der Askese? Zunächst ist es lediglich eine
Anordnung gezielt gesetzter, karger Gegenstän-
de. Die provozierende Absenz des Opolenten kann
durchaus die sinnliche Fantasie des Betrachters
anregen. Aus dieser Sicht kann dieses Foto eben-
so als romantisch bezeichnet werden.

6. Befreites Wohnen

Die radikale Absage an alles, was Konvention im
Bauen betraf und den Stilpluralismus des 19. Jh.
geprägt hatte, kennzeichnete das Neue Bauen
seit den zwanziger Jahren des vergangenen Jahr-
hunderts. Durch den enormen Bedarf an Familien-
wohnungen nach dem ersten Krieg war der Woh-
nungsbau das gesellschaftlich und ökonomisch
größte Vorhaben der Bauwirtschaft. Wesentliche
Ideen und Ideologien gingen vom Primat der Funk-
tion aus, manifestierten sich aber unterschied-

lich: Produktionstechniken und Bedingungen künftiger Lebensweisen standen, wie z.B. bei Mart Stam, einem organischen Funktionalismus, wie z.B. bei Hans Scharoun gegenüber.

**Weissenhof
Stuttgart
Miethaus, 1926
Mies van
der Rohe**



Namhafte Architekten interessierten sich für soziale Visionen und Manifeste und engagierten sich für neue Bauformen, welche einen bewussten Bruch mit der Vergangenheit vollzogen. Dies führte zu großen Auseinandersetzungen und bildete einen eigentlichen Kulturkampf mit politischen Folgen. Stuttgart war damals Austragungsort mit der Weissenhof-Siedlung internationaler Ausrichtung und seinem Gegenmodell der Kochenhof-Siedlung der Stuttgarter Schule, welche dem traditionellen Bauen verpflichtet war.

Sigfried Giedion war Wortführer einer Bewegung, welche das Bauen über die Industrialisierung des Bauprozesses auf eine soziale und ökonomische Grundlage stellen und damit die Architektur als Gebrauchswert neu konstituieren wollte. In seiner Schrift „Befreites Wohnen“ heißt es denn auch: „Die Massen verlangen heute instinktiv nach Sonne, Licht, Bewegung“. Mit dem Büchlein, welches rhetorisch verfasst und packend bebildert ist, schlägt er eine leicht verständliche Brücke zum Laienpublikum, welches er damit für den neuen lichtdurchfluteten Wohnungsbau gewinnen möchte. Giedion, ein Schüler Heinrich Wölfflins, war seit 1928 Sekretär des CIAM und lehrte an der

ETH und an der Harvard University. Sein in mehrere Sprachen übersetztes Buch „Space, Time and Architecture“ erschien 1941 und dient auch heute noch als Leitfaden architektonischer Haltung.

Wir wissen also, dass sich mit den Zielen des Neuen Bauens nicht nur Architekten befassten, sondern auch Ingenieure und Kunsthistoriker. Dass sich auch Mediziner in den Diskurs zur Ästhetik des Wohnens einbrachten, dürfte weniger bekannt sein. Ende der 20er Jahre wurde an der ETH ein Hygieneinstitut eingerichtet, dessen Direktor W. von Gonzenbach ein Buch verfasste mit dem Titel „Gesundes Bauen - Gesundes Wohnen“. Es erschien 1934 in Zürich und umfasst Kapitel wie Innenklima, Ventilation, Heizung, Beleuchtung, Lärm, aber auch Angaben und Wertungen zu den einzelnen Räumen und der Möblierung von Wohnungen; alles streng nach gesundheitlichen Kriterien, aber voller Engagement für die neue Baukultur. Es folgt als Beispiel seine Stellungnahme zur Frage der Dachform:

Schrägdach

„Die gelegentliche Verwendung von Dachkammern als Schlafräume verführte (...) dazu, die Dachfläche in vermehrtem Maße zu Wohnzwecken und schließlich zu einem eigentlichen Wohngeschoß auszubauen. So ist man auf den Ausweg des ausgebauten Dachgeschosses gekommen, eines Zwitter, der weder Vollgeschoß, noch Dach ist, und sich dementsprechend auch äußerlich unorganisch und hässlich präsentiert. Hinter die senkrechten Frontmauern zurückversetzte, in die gleichmäßige Dachschräge hineingefügte Giebelausbauten unterbrechen die ruhige Linienführung des Daches und schaffen in der kalte- und niederschlagsschützenden Dachhaut schwache, stets reparaturbedürftige Stellen. Eine freiere Interpretation dieser Vorschriften, die ein einfaches Zurücksetzen der senkrechten Dachaufbauwände hinter die Frontwände, aber von unbeschränktem, horizontalem Ausmaß gestatten würde, mit der daraus sich ergebenden Möglichkeit breiter, vor-

gelagerter Flachterrassen mit freiem Austritt aus den Wohnräumen, lässt hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten. Selbstverständlich würden dann diese Dachwohngeschoße ihrerseits flach gedeckt. Damit entfielen die praktisch nicht weiter verwertbaren hohen Firste, die für die Nachbarhäuser den freien Ausblick versperren.

Flachdach

Seit wir über Baumaterialien und Konstruktionen verfügen, die einen guten Wärmeschutz und eine vollständige Sicherheit vor Durchfeuchtung durch Niederschläge (...) gewährleisten, bestehen keine sachlichen Gründe mehr gegen die allgemeine Einführung des begehbaren Flachdaches, ganz besonders beim mehrgeschossigen Haus. Die hygienischen Vorteile desselben sind: freie, den Straßengerüchen entzogene Luft, unbegrenzte Belichtung, mit einfachen Zugvorhängen sich ergebende Möglichkeit zum stärkenden Luft- und Sonnenbad, Anlegung eines Dachgartens, leichte Beschaffung eines gesunden Freiklimas besonders für die kleinen Kinder der Bewohner oberer Geschosse ohne komplizierten Kinderwagen-Treppentransport und weite Wege zu den nächsten öffentlichen Gartenanlagen usw., usw. sind so groß, dass auch eine traditionsgebundene Pietätsästhetik ihre Bedenken fallen lassen sollte. Der Kampf Schrägdach versus Flachdach wird sich - davon bin ich überzeugt - früher oder später zugunsten des Flachdaches entscheiden.“

Mit so viel Enthusiasmus, auch zu Fragen von Kultur und Ästhetik des Wohnens, dozierte Anfang der 30er Jahre in diesem Fall also nicht ein zorniger junger Architekt, sondern ein Mediziner der ETH.

7. Sicht auf die 50er

Kennzeichnend für jenes Dezennium sind der Optimismus der Nachkriegsjahre und das Wirtschaftswunder. Die Architektur ist charakterisiert durch den unbeschwerten Umgang mit neu-

artigen Baustoffen und durch den Willen, mittels Details und Gesamterscheinung gezielt Leichtigkeit und Eleganz zu erreichen. Auffällig ist ebenso die weitgehende Absenz historischer Referenzen, jedoch eine starke Vorliebe für zweifarbig gegliederte Rahmen sowie Texturen auf der Basis von Kreis und Quadrat.

Während in den Bauten für Industrie, Gewerbe, Bildung und Kultur sich eine eigentliche Didaktik der Konstruktion (z. B. Stahlbau, repräsentative Treppen) entwickelte, beschränkte sich der Wohnungsbau auf den Einsatz neuer Materialien (z. B. für Balkonbrüstungen) oder auf die Typisierung einzelner Bauteile (z. B. Blumenfenster). Stark veränderte sich die Küche, welche von Herdstelle und Schüttstein zur normierten Einbauwand mutierte, welche nun die Frankfurter Küche alt aussehen ließ.

Als Beispiel restloser Gegenwartsbezogenheit bzw. unbelasteter Zukunftsgläubigkeit mag eine Schülerzeichnung aus den Fünfzigerjahren dienen. Alle Gegenstände sind brandneu; Möbel, Glas und Flasche sind eckig, die Bilder und das Tischblatt huldigen gemäßigt modernem Dekor, der Bodenbelag ist vollflächig verlegt. Beachtenswert ist das Fehlen jeglicher Art von Flohmarktartikeln und Gegenständen aus dem Brockenhaus.



**Schüler-
zeichnung
Tempera,
ca. 1956**

Das Bezeichnende allerdings ist der sichtbare Bezug von innen zu außen. Hier in der Wunschwelt des jungen Menschen kompromisslos modern – dort die biedereren Häuschen der Eltern-Genera-tion. Ein Überprüfen der Perspektive ergibt: wir

befinden uns etwa im zehnten Geschoss, also haarscharf an der Hochhausgrenze, und gucken durch ein großes, breites und sprossenloses Fenster in die alte Welt.

8. Wohnen - das inszenierte Leben

1973 fand im Internationalen Design Zentrum Berlin eine Ausstellung zum Thema Mode statt. Das inhaltliche Konzept und ein großer Teil der Texte verantworteten Bazon Brock und Matthias Eberle. Zum Thema Innenraum, Innenausstattung und Kleidung der Schaufensterpuppen wurde der Bereich Wohnen und Arbeitsplatz in je drei Bildern inszeniert. In unserer heutigen Betrachtung beschränke ich mich auf das Wohnen. Die drei Situationen betreffen je eine Gesellschaftsgruppe. In der Ausstellung wurden sie mit Unterschicht, Mittelschicht und Oberschicht bezeichnet.

Sonnabend 19:30
Szenarium
Mittelschicht
DZB 1973



Wir begnügen uns mit dem Beispiel Nr. 2: Mittelschicht, Sonnabend 19.30 Uhr
Stellung der Familie: Der Mann (35), Redakteur (könnte auch Lehrer, Ingenieur oder Arzt sein). Die Frau (30), vorübergehend Sekretärin. Das Kind (4-6).

Beschreibung des Bildes: Mutter und Kind sitzen zusammen; sie auf einem Polsterschemel, das Kind auf dem Teppich. Es blättert in einem Buch;

beide sprechen miteinander. Der Mann liegt auf der Couch und liest bzw. wendet den Kopf teilnehmend den Akteuren zu.

Das Wohnzimmer ist hell und groß, mit freier Fläche, dunklem Teppichboden, weißen Wänden und gestreiften Vorhängen. Die textil bezogene Sitzgarnitur ist modular, dazu niedrige Tischchen aus weißem Kunststoff. Kombinierte Schrank- und Regalwand für Bücher, Gläser und Flaschen, Schallplatten und Stereogerät. Daneben auf Böckli großes Reißbrett mit verschiedenen Papieren, Büchern und Persönlichem (Zeitungsausschnitte, selbst aufgenommene Fotos, eigene Zeichnungen etc.). Statt einer zentralen Beleuchtung, erhellen drei oder vier über das ganze Zimmer verteilte Lampen den Raum. An den Wänden hängt moderne Grafik zwischen Glasplatten, dazwischen ein alter Stich oder Holzschnitt. An verschiedenen Stellen finden sich kunstgewerbliche oder antike Stücke, so zum Beispiel auf besonderem Bord, Tisch oder Regal.

Kleidung:

Mann in Cordhose, hellem Rollkragenpullover, Sport-Sakko zur Hose passend. Frau in sportlichem Hosenanzug aus Jersey mit Bluse, offenes Haar, dezenter Lidstrich. Kein Ehering, sondern Schmuckring. Kind in praktischer Spielkleidung.

Überlegungen zum Bild:

Die Einrichtung ist gediegen und auf längere Sicht hin angelegt. Sie ist leicht modernistisch gefärbt, doch funktionsgerecht und durch individuellen Geschmack geprägt. die „persönliche Note“ der Einrichtung soll nicht durch teure Einzelmöbel, sondern durch Wahl und Anordnung der einzelnen Elemente erreicht werden. Die Einzelstücke zeichnen sich durch eine Vielzahl von Merkmalen aus (Formen, Material, Farbe, Bequemlichkeit, Strukturierung). Die Gegenstände lassen durch geringere Anfälligkeit und größere Mobilität ein freieres Verhältnis zu ihnen zu. So wie das Verhältnis der Menschen zu den Gegenständen hier

gelöst scheint, stehen die Gegenstände einander locker gegenüber.

Das Selbstverständnis des Besitzers drückt sich hier in seinem persönlichen Interesse für bestimmte Gegenstände, in der Demonstration seines Geschmacks, seiner Bildung und seiner persönlichen Vorlieben. Darin spiegelt sich eine gewisse Unabhängigkeit und Selbständigkeit im Berufsleben, in dem er relativ eigenverantwortlich arbeiten und entscheiden kann. Die Grenzen und Beschränkungen, die ihm gesetzt sind, liegen weniger in mangelnder Einsicht in Zusammenhänge und Abläufe, als in der fehlenden Macht, seine Verhältnisse gemäß den gewonnenen Einsichten zu verändern oder zu gestalten. Diese Beschränkungen werden sich denn auch an seiner Privatsphäre ablesen lassen und zwar in der Form, daß er dazu neigt, seine Persönlichkeit, seine Neigungen und Bedürfnisse – vorwiegend – innerhalb dieses Bereichs zu entfalten und auszuleben.

In dieser Szene liegt die Handlungsebene in Bodennähe. Dies gestattet Beweglichkeit und Beziehung der Personen, mehr Entspannung und vielseitigere Kommunikation. In der Kleidung drückt sich das ebenfalls aus. Sie ist sportlich, bequem, nicht empfindlich, durch eine gewisse Lässigkeit gekennzeichnet.

Für diesen Bericht beschränke ich mich auf die Situation, deren Akteure ihre Einrichtung als integrierten Teil ihres Lebens und Wirkens definieren. Die Menschen in den beiden anderen Bildern müssen, im einen Fall, das Wohnen in erster Linie als Notwendigkeit zum Überleben sehen oder, im andern Fall, können und wollen sie es zur Festigung von Prestige gebrauchen.

Die Erläuterungen der Bilder sind stark zurückgenommen und modifizierend ergänzt; der Soziologen-Jargon ist stellenweise einfach unerträglich. Die Frage ist, ob die zweifellos anschauliche

Recherche und Darstellung eher gängige Vorurteile bestätigt oder neue Sichtweisen erschließt.

Der Zeitgeist Anfang der 70er Jahre wirkt heute etwas verstaubt; die Moden haben sich geändert. Die Mechanismen und die groben Kennzeichen zur Unterscheidung sind allerdings dieselben geblieben. Daran können wir unseren Blick zweifellos schulen. Sie haben sicherlich auch bemerkt, in welcher Kategorie sich die Kuratoren der Ausstellung selbst gesehen haben ...



**Hans und
Maiti Kammerer,
Stetten
im Remstal,
1972**

In jene Zeit der Siebziger fällt auch das erinnerungsreiche Fest zum 50. Geburtstag von Hans Kammerer. Unser Chef lud alle Mitarbeitenden seines Lehrstuhls zu sich nach Hause ein. Ich verfertigte eine Zeichnung zum Thema „morgen werd' ich schütten“, basierend auf einer Begebenheit, welche mir Hans Kammerer früher mal unter herzlichem Lachen anvertraut hat: wenn er nämlich eine Baustelle besuche, an der eine bestimmte Baufirma tätig ist, sage deren Polier zu ihm jeweils diesen Satz, unabhängig vom jeweiligen Stand der Arbeiten.

Als Dank für meine ihm gewidmete Zeichnung schenkte er mir eine ganz persönliche Collage, welche er aus seiner Arbeitsmappe zog. Ich verspürte dies als etwas Besonderes; ich vermutete, dass er dies nicht oft tun würde, insbesondere gegenüber einem Mitarbeiter des Lehrstuhls. Zudem wurde ich ausersehen, an jenem Abend mit

einem Riesenmesser den prachtvollen Schinken im Brotteig aufzuschneiden und den Gästen mit Kartoffelsalat (?) auf den Teller zu legen.

9. Wohnen mit Elch

Heute, rund 80 Jahre „nach Weissenhof“ spürt man wenig vom damaligen Aufbruch. Und doch, von Idealismus getragene, radikale Experimente sowie künstlerische und technische Innovationen haben das Bauen verändert und damit das Fundament der Moderne gelegt. Damit hat das Neue Bauen die Architektur des 20. Jahrhunderts und uns alle bis heute wesentlich mitgeprägt. Die Nachmoderne der Architektur vermochte es bisher nicht, einen vergleichbaren Wertewandel der gesellschaftlichen und künstlerischen Gegebenheiten einzuleiten oder gar umzusetzen.

Als Alternative zum Wohnen in der Stadt galt und gilt das Einfamilienhaus in umliegenden Gemeinden als erstrebenswert. Für den Architekten war und ist dies eine willkommene und überblickbare Bauaufgabe. Inzwischen haben sich die Ansprüche an das Wohnumfeld verändert durch die Kleinfamilie, die Zunahme des Anteils Alleinerziehender, Singles und älterer Leute. Dies geht einher mit der steten Vergrößerung der individuellen Wohnfläche und der Anzahl Haushaltgeräte pro Kopf.

**Schweppes
Werbung
mit Selbstbau-
Idylle
(ca. 2003)**



Besseres Einkommen, mehr Freizeit und die Lust am „do-it-yourself“ ließen Baumärkte und Möbelfhäuser florieren. Zwischen den Ansprüchen der Benutzer und der gegebenen baulichen Hülle liegt ein großer Spielraum zur Individualisierung des Wohnens, auch und gerade, wenn viele es gleich tun. Die jeweils gültigen Konventionen im Lifestyle vermitteln Identifikation und damit Sicherheit, sowohl für Personen mit kleinem Budget als auch für Besitzer exklusiver Designermöbel.

Durch selbst ausgesuchte, selbst transportierte und selbst aufgebaute Möbel kann man Geld sparen, solange die aufgewendete Zeit noch kein Kostenfaktor ist. Die zugeschnittenen Möbelteile, das beiliegende Kleinmaterial und eine unerbittliche Montageanleitung lassen nämlich keinen Spielraum zur Variation. Insbesondere junge Menschen können sich so einrichten für den Lebensabschnitt zwischen Wohnen in der Herkunftsfamilie und dem Wohnen im eigenen Familienhaushalt.

10. Neue Fesseln und Ausblicke

Wohnen im Neuen Jahrtausend soll anders werden; nicht mehr so zufällig und hausbacken wie bisher. Wir Menschen delegieren nun alle unangenehmen Dinge den Automaten und die sind um unser Wohlergehen besorgt. Das Haus der Zukunft ist «intelligenter» als seine Bewohner, die darin fast so komfortabel leben können wie in früheren Zeiten, als es noch Dienstboten und Heizermännchen gab. Was werden wir mit der gewonnenen Zeit anfangen?



**„Tracy is having a good time“
Installation,
Bern 1996,
Andrea Loux**

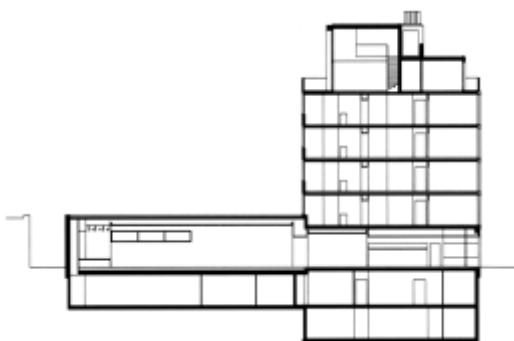
Mit dem „home-electronic-system“ können die Benutzer – auch von ferne – auf einen Blick den Zustand ihrer Wohnung und der Geräte kontrollieren: «Fenster offen», «Flurlicht brennt», «Heizung ausgefallen». Außerdem können über den „home assistant“ die Geräte gesteuert werden. Die Toilette kann eine Harnanalyse machen und die Ergebnisse gleich an den Hausarzt weiterleiten. Das Bad läuft in der gewünschten Temperatur und bis zur verlangten Höhe ein. Auch die Pflanzen werden digital betreut. Der Kühlschrank kontrolliert selbst, welche Lebensmittel knapp werden und bestellt diese automatisch per Internet nach.

Vernetzte Haustechnik wird dereinst den Alltag prägen. Bahnt sich hier doch eine durchgreifende technische Umwälzung an, wie wir sie im ICE oder im Flugzeug ja auch schon kennen. Warum sollte nicht das gleiche für Wohnungen möglich sein? Und warum soll man zu Hause immer noch jede Türe, jedes Fenster einzeln verriegeln? Über das kann man ja diskutieren.

Indes: In den Transportmitteln hält man sich nur einige Minuten oder Stunden als Kunde auf. Zu Hause stellt sich die Frage, wie man allein, zu zweit oder in der Gruppe wirklich wohnen möchte, mit allem was dazugehört. Da sind doch Lage, Größe, Zuschnitt und Preis der Wohnung die wesentlichen Faktoren. Soll denn dieser Bereich auch noch technisch fremdbestimmt oder mindestens von außen gesteuert und kontrolliert sein?

11. Wohnen in Basel

Das kirchliche Gemeindezentrum umfasst kleinere und mittlere Räume, einen Saal, eine Cafeteria, einen Gartenhof sowie die erforderliche Infrastruktur. Neben attraktiven Mietwohnungen unterschiedlicher Grösse beinhaltet das Gebäude auch Räume für begleitetes Wohnen im Alter.



**Gemeindegemeinschaftszentrum
Heiliggeist,
Schnitt,
Basel, 2002
Fierz
Architekten**

Die Gemeinschaftsräume sind ebenerdig angeordnet. Im Untergeschoss befinden sich Übungs- und Spielräume vorwiegend für die Jugend, sowie Kellerräume, Haustechnik und Einstellplätze. In Fortsetzung der straßenseitigen Eingangspartie ragt der Saal in den Hofraum und öffnet sich gegen Süden mit einer Glasfassade. Die Eingänge zu den Gemeinschaftsräumen liegen an der Straße; im Durchgang zum Hof sind die verglasten Zugänge der Wohnungen angeordnet.



**Gemeindegemeinschaftszentrum
Heiliggeist,
Ausschnitt
Fassade**

Die Strassenfassade zeichnet sich aus durch ein mit schwarzem Glasmosaik verkleidetes Sockelgeschoss, welches einen vornehmen, städtischen Charakter vermittelt. Die vier Wohngeschosse zeigen eine filigrane Fassadengestaltung, bei der die einzelnen Räume jeweils durch ein helles

Betongewände gefasst werden. In diesem Bereich sind gezielt Akzente in kräftigen Farben gesetzt, um einen freundlichen und fröhlichen Eindruck zu vermitteln. Die Attikageschosse in Holzkonstruktion erinnern in Ausdruck und Materialisierung an ein traditionelles Dach, bedienen sich aber klar einer modernen Architektursprache.

Die Hoffassade nimmt im Sockelgeschoss via Durchgang die Verkleidung der Strassenfassade auf. Die vier Wohngeschosse erhalten eine wohlproportionierte verputzte Fassade, die sich zum einen durch grosszügige Loggien, zum andern durch belichtungstechnisch optimale Bandfenster auszeichnet. Die Attikageschosse zeigen als bezeichnendes Element pro Wohnung eine zweigeschossig verglaste Öffnung mit dahinter liegendem Wohnraum und angebundener Galerie.

**Gemeinde-
zentrum
Heiliggeist,
Maisonette**



Alle begehbaren Dachflächen sind mit einer Holzbeplankung als „Wooddeck“ angelegt. Die nicht begehbaren Flächen werden ausnahmslos extensiv begrünt und somit entsteht ein Garten auf dem Dach, welcher die Grünfläche auf der Parzelle gegenüber dem früheren Zustand deutlich erhöht. Selbst über den Hartbelag im Gartenhof versickert das Meteorwasser im Erdreich. Der in den Hof ragende Baukörper nimmt bezug auf eine bestehende Brandmauer zur Nachbarparzelle.

Diese Wand aus verputztem Naturstein wurde mit einem Raster aus feinen Stahlseilen bespannt und mit Clematis und Wilder Rebe bepflanzt. Die beiden rankenden Sorten vermischen sich mit der Zeit und ergeben prächtige Blüten im Frühjahr und leuchtende farbige Blätter im Herbst.

Wie andernorts, wird im Baugesetz der Stadt Basel mit der Zone die Anzahl Vollgeschosse festgelegt. Ein Profil in Satteldachkontur zieht die Linie, über die kein Bauteil (außer Kamine etc.) ragen darf. Diese Regelung führt zu gewaltigen, steilen und mit Dachluken durchsetzten Ziegeldächern, bis unter den First ausgefüllt mit abgechrägten, schlecht belichteten Räumen.

Es ist ein Glücksfall, dass wir in unserem Projekt diesen virtuellen Dachraum mit zweigeschossigen Wohnungen gestalten durften. Alle Maisonetten haben ausschließlich senkrechte Fenster und Fenstertüren, etwas zurückversetzt von der gesetzlichen Dachbegrenzung, unsichtbar von der Straßenflucht und hofseitig sichtbar als zweigeschossige Wohnräume über das durchgrünte Gebiet.

Wir wünschen uns und Ihnen auch andernorts Bauämter, welche das Sichtbare vom Unsichtbaren zu unterscheiden vermögen. Diesem verschlüsselt formulierten Anliegen eines Architekten und Mitstreiters könnte Hans Kammerer sicherlich verschmitzt zustimmen.

Impressum:
© 2006
Hans und Maiti Kammerer Stiftung
Druckfassung des Vortrages
vom 25. Februar 2003

Gestaltung:
Atelier Lagally, Stuttgart

Fotos:
Abb. 2, 10 Werbepostkarten
Abb. 7 Foto: Atelier Mechau, Karlsruhe
Abb. 9 Foto: Rainer Plehn, Stuttgart
Abb. 11 Foto: Künstlerin, Bern
Abb. 13, 14 Foto: Tom Bisig, Basel

Trotz sorgfältiger Recherche konnten nicht
alle Fotografen in Erfahrung gebracht werden.

Hans Kammerer Vorlesungen
an der Universität Stuttgart

Prof. Dr. h.c. Gabriel Epstein, Paris
Wohn-Orte

Dr. Dr. E.h. Manfred Sack, Hamburg
Bauen, wer man ist
oder: Über die Kunst, mit Architektur und
Stadtbau Identitätsempfinden zu wecken

Prof. Peter Fierz, Basel
Architektur ist sichtbar

Prof. Arno Lederer, Stuttgart
Vertreibung des Verborgenen

Dr.-Ing. Wolfgang Voigt, Frankfurt a. M.
Im Kern modern?
Eine Verteidigung Paul Schmitthenners

Prof. Shigeru Ban, Tokio
Works and Humanitarian Activities

hans und maiti kammerer stiftung

Die Hans und Maiti Kammerer Stiftung ist eine gemeinnützige Stiftung mit Sitz in Stuttgart.

Die Stiftung wurde von Professor Hans Kammerer zur Erinnerung an seine Frau Maiti und zur Förderung von Wissenschaft, Forschung und Kultur auf dem Gebiet der Architektur errichtet.

Das Anliegen des Stifters, den von ihm erkannten, großen Bedarf an Förderung des herausragenden studentischen Nachwuchses im Bereich des Wohnungsbaus mit einem eigenem Beitrag zu unterstützen, fasst die diesbezüglichen Erfahrungen zusammen, die von ihm auf der Grundlage seiner jahrzehntelangen Lehr- und Ausbildungserfahrung als Ordinarius an der Universität Stuttgart und der ebenfalls langjährigen Berufserfahrung als international erfolgreicher Architekt gemacht wurden.

Stiftungssitz Richard-Wagner-Straße 3
70184 Stuttgart

Spenden Commerzbank Fellbach
BLZ 600 400 71 Konto 7 605 157